

THERESA HEROLD

Als wir
nach den
Sternen
griffen

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage September 2024

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2024

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text- und

Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: Botschaftsgebäude © mauritius images / Pitopia /

Toenne, restliche Abbildungen © www.buerosued.de

Gesetzt aus der Quadraat Pro powered by papyrus

Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

ISBN 978-3-548-06939-5

»Liebe Landsleute ... Wir sind gekommen, um Ihnen zu sagen ...«

*Hans Dietrich Genscher, Außenminister der BRD, auf dem Balkon der
Deutschen Botschaft in Prag
am Abend des 30. September 1989*

Prolog

Judith

31. Dezember 1988, Deutsche Botschaft in Prag

»Vielen Dank für den wundervollen Empfang, Ihre Exzellenz.« Judith stellte ihre leere Champagnerflöte auf dem Tablett eines vorbeilenden Kellners ab und klemmte sich ihre schmale Clutch unter den Arm, um Hermann Huber die Hand zu reichen. »Das Menü war köstlich. Feiern Sie gut ins neue Jahr hinein.«

»Sie auch, liebe Frau Gontrau.« Der Botschafter verzichtete auf einen förmlichen Abschiedsgruß und legte ihr jovial die Hand auf die Schulter. »Es ist mir jedes Mal eine große Freude, meine Mitarbeiter auch mal privat um mich zu haben. Aber nun beeilen Sie sich, um das große Feuerwerk über dem Hradschin zu sehen. Das ist sicher spektakulär.«

Er lächelte Judith und ihrer Kollegin und Freundin Anke Wegener, die bereits im Mantel hinzutrat, wohlwollend zu. Die Botschaftsmitarbeiter liebten Huber allesamt; er war Ende fünfzig, besaß ein ruhiges, umgängliches Wesen und hatte für jeden ein offenes Ohr. Das war manchmal auch nötig, befanden sich die Mitglieder des Diplomatischen Dienstes, die in der westdeutschen Botschaft in Prag stationiert waren, doch fernab von Zuhause.

»Ja, bestimmt. Letztes Jahr war ich noch an der deutschen Ver-

tretung in Mosambik, von Feuerwerk oder irgendwelchen Festivitäten war da keine Spur«, erinnerte sich Judith.

»Und ich habe damals in Togo gearbeitet, auch dort war tote Hose«, fiel Anke lakonisch ein. Sie stülpte sich ihre fellbesetzte Mütze über die dunkelblonden Haare, draußen herrschten fünf Grad unter null.

»Dann genießen Sie den Jahreswechsel heute umso mehr.« Huber prostete ihnen zu. »Morgen lassen Sie es ruhig angehen, und übermorgen sehen wir uns in aller Frische wieder.«

Im Flur der Dienstwohnung, die Huber mit seiner Frau Jacqueline im obersten Stock der barocken Villa Lobkowitz, die seit 1974 Sitz der Deutschen Botschaft war, bewohnte, zog auch Judith ihren dicken Mantel, Schal, Mütze und Fäustlinge an. Nach dem opulenten Essen und dem Champagner fühlte sie sich etwas schwindelig und müde, aber nichtsdestoweniger aufgekratzt. Silvester in Prag! Vor einem Jahr, als sie noch in Ostafrika arbeitete, hätte sie sich nicht träumen lassen, nun in der tschechoslowakischen Hauptstadt zu sein und ausgelassen zu feiern. Gut, dass sie sich bereits kurz nach ihrer Ankunft in der Tschechoslowakei vor fünf Monaten mit Anke angefreundet hatte. Sie waren etwa gleichaltrig, Judith dreißig, Anke zwei Jahre älter, und ohne Anhang.

»So, und jetzt lassen wir die Puppen tanzen.« Anke hakte Judith unter, als sie auf die Vlašská hinaustraten, die kopfsteingepflasterte Gasse, in der die Deutsche Botschaft lag. »Die Amerikaner sind etwas früh dran, haben die ihre Uhren falsch gestellt?«

Tatsächlich stieg über der US-Botschaft, die sich ein Stück weiter hügelabwärts in derselben Straße befand, einige feuerrot und geisterblau leuchtende Raketen in die Höhe und erhellten für Sekunden den nachtschwarzen Himmel.

Judith kicherte. Ihr war der Alkohol ganz schön zu Kopf ge-

stiegen. Aber wie Huber gesagt hatte, morgen war Feiertag, da durfte sie ausschlafen. »Du kennst doch das geflügelte Wort von Gorbatschow, das im Moment in aller Munde ist: Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.«

Das Zitat des sowjetischen Generalsekretärs, der seit knapp vier Jahren an der Macht war und die verkrusteten Strukturen der alten Kommunisten aufzuweichen versuchte, passte in dem Zusammenhang zwar nicht allzu gut, doch Anke war von dem ganzen Sekt ebenso benebelt wie sie selbst und lachte herzlich. »Da hast du recht. Vorsicht, stolpere nicht.«

Das Kopfsteinpflaster war gefroren und rutschig, und Judith klammerte sich im letzten Moment an Ankes Arm, um in ihren Absatzschuhen nicht zu stürzen. Atemlos gingen sie die Vlašská hoch, wobei ihnen die Eiseskälte auf den Wangen brannte. Von hier oben würde man einen guten Blick auf das Feuerwerk haben.

Am höchsten Punkt der Straße hatten sich viele Menschen eingefunden, um zu feiern. Tschechoslowaken, Deutsche, Amerikaner und noch einige andere Nationalitäten tummelten sich in der Dunkelheit, manche mit Sektflaschen und Pilsner Bier ausgestattet, die meisten bereits angeheitert.

Kurz vor Mitternacht erfüllte ein kollektives Gemurmel die frostige Luft, ein jeder zählte in seiner Sprache rückwärts die Sekunden bis zum neuen Jahr herunter. Judiths Magen verknotete sich, als sie an ihre Eltern in Karlsruhe dachte, die sie zuletzt im Sommerurlaub gesehen hatte. Der unbändige Jubel, der mit den Glockenschlägen unzähliger Kirchen um Punkt zwölf Uhr ausbrach, beendete ihre aufkeimende Melancholie schlagartig.

1989!

Ein neues Jahr hatte begonnen.

Böllerschüsse zerrissen wie Kanonensalven die Dunkelheit, und das Feuerwerk explodierte in grellen Farben hoch über dem

Hradschin, der Prager Burg, malte Kreise, Kringel, Blitze und Spiralen an den Himmel.

»Alles Gute zum neuen Jahr!« Anke schlang die Arme um ihre Freundin, atmete kurz ihren vanilleartigen Duft ein und schmiegte sich an den weichen Pelzbesatz ihres Mantels.

»Dir auch.« Überall um sie herum wünschten sich Menschen Glück und stießen miteinander an. Atemwolken stiegen wie gefrorene Zuckerwatte in die Luft. »Auf uns! Auf Prag! Auf noch mehr Glasnost und Perestroika!«

Anke nickte gewichtig. »Genau. Offenheit und Umgestaltung, wie Genosse Gorbatschow nicht müde wird zu betonen, für den gesamten Ostblock. Für die Tschechoslowakei! Auf dass auch hier die Läden mit Nivea und L'Oréal gefüllt werden!«

»Auf Nivea und Coca-Cola!« Judith schüttelte sich vor Lachen. War es nicht herrlich, eine Nacht lang das seriöse Auftreten einer Mitarbeiterin des bundesdeutschen Kulturreferats abzustreifen wie ein zu enges Kleidungsstück und herumzualbern? Übermorgen – oder besser gesagt: morgen – würde sie wieder im gebügelten Hosenanzug und weißer Bluse in der Botschaft erscheinen und gemeinsam mit lokalen Schulen und Universitäten Deutschkurse organisieren. Aber bis dahin war es lange hin.

Plötzlich erkannte sie im Gedränge ein bekanntes Gesicht. »Schau, da ist Walter Edel.«

Bei dem etwa Sechzigjährigen handelte es sich um den Pfortner der Deutschen Botschaft, der zuvor auch zum Diner bei Hermann Huber und seiner Frau eingeladen gewesen war. Als er sie und Anke sah, bahnte er sich den Weg zu ihnen durch und tippte sich grüßend an seine Schirmmütze mit den Fellohren.

»'n Abend, die Damen Jontrau und Wejener. Dit Jahr jut anfangen?« Es war nicht zu überhören, dass er aus Berlin stammte.

Edel zog einen Flachmann aus seiner Jacke und nahm einen Schluck. Zum Aufwärmen von innen, pflegte er zu behaupteten.

»Die ersten zwei Minuten sind schon mal gut verlaufen«, flachste Anke. »Sie haben beim Empfang vorhin etwas aufgelöst gewirkt. Gab es heute außergewöhnliche Vorkommnisse?«

Edel war die beliebteste Informationsquelle unter den Botschaftsangehörigen, ganz gleich, ob es um Dienstliches oder um Zwischenmenschliches ging, er besaß den Überblick und teilte sein Wissen gerne; deshalb trug er auch den liebevollen Spitznamen Klatschweib.

»Nich direkt.« Edel blies sich in die Hände, um sie zu wärmen. »Außer, dass am frühen Abend zwei junge Burschen aus der DDR Asyl bei uns jesucht ham. Sind übern Zaun jeklettert. Wurde auch mal wieder Zeit, wa hatten schon lange keene mehr hier, die rübermachen wollten.«

Eine Gänsehaut überzog Judiths Arme, und nicht nur wegen der Kälte. »Und? Sind sie noch hier?«

Sie stellte sich zwei Männer vor, die in der Winterdämmerung den nicht gerade einfach zu überwindenden, hohen Zaun am rückwärtigen Ende der Botschaft, der Gartenseite, bezwangen. Wie unglücklich musste man sein, um sein ganzes bisheriges Leben hinter sich zu lassen und sich zu so einer Verzweiflungstat hinreißen zu lassen?

»Nee, sind schon wieder abjedampft.« Edel hielt sowohl Judith als auch Anke seinen Flachmann hin, doch sie schüttelten beide die Köpfe. »Dieser Ostberliner Anwalt, der sich um die Flüchtlinge kümmert, wurde zurate jezogen. Den beeden wurde Straffreiheit zujesichert.«

»Ach so«, murmelte Anke. In ihrer Stimme lag Ernüchterung. »Sie sind wahrscheinlich schon wieder zurück in der DDR, nehme ich an?«

»Janz genau.«

Judith betrachtete die bunten Leuchtkörper, die noch immer über dem Hradschin zerbarsten wie Farbpatronen, und ihre Fröhlichkeit bröckelte. Der Gedanke an die beiden Asylsuchenden beschäftigte sie. Was sie wohl in der DDR erwartete? Man munkelte, dass die Stasi *drüben* solche Menschen nicht gerade mit Samthandschuhen anfasste.

»Lass uns nach Hause gehen. Ich bin müde und durchgefroren.« Sie zog sich die Mütze tiefer über ihren aschbraunen Pferdeschwanz, ihr war, als dringe ihr die Kälte mit einem Mal bis in die Haarwurzeln, bis ins Mark.

Anke war sofort einverstanden, und so verabschiedeten sie sich in gedämpfter Stimmung von Edel, der seinen Flachmann zuschraubte und sorgfältig in der Innentasche seines dicken Parka verstaute, bevor er seiner nahe gelegenen Dienstwohnung entgegenstapfte.

I.

Mai – August 1989

»Die Mauer wird in 50 und auch in 100 Jahren noch bestehen bleiben,
wenn die dazu vorhandenen Gründe noch nicht beseitigt sind.«

Erich Honecker, SED-Generalsekretär der DDR, Januar 1989

1

Tobias

Mai 1989, bei Halle/Saale

»Mach hinne, du bist nicht zum Faulenzen hier.« Die Stimme des Vorarbeiters dröhnte durch die Werkshalle, übertönte mühelos das Summen der Maschinen und Fließbänder. Das war auch kein Kunststück, dachte Tobias, während er sich müde die Stirn rieb. Das Fließband, an dem er arbeitete, war das einzige, das in Betrieb war. Die restlichen standen still, die Kollegen lehnten müßig gegen die Wand oder waren nach draußen verschwunden, um zu rauchen.

»Schon gut.« Tobias beeilte sich, die winzigen Kunststoffteile, die auf dem Band an ihm vorüberliefen, zusammenzustecken, und warf dem Vorarbeiter aus dem Augenwinkel einen kurzen Blick zu. Er wusste, er stand in dessen Fokus, eine Pause wie die anderen Mitarbeiter durfte er sich nicht erlauben. »Allerdings sehen Sie selbst, es kommt kein Nachschub mehr.«

Er wies auf das Ende des Bandes; tatsächlich ratterte es leer vor sich hin, es kamen keine neuen Plastikteile mehr nach.

»Und somit steht wieder mal die ganze Produktion still«, warf Maik, einer der jüngeren Männer, der kaum zwanzig war, abgeklärt ein.

Dass kein Arbeitsmaterial mehr vorhanden war, gehörte in

den Chemiewerken Leuna zum Alltag. Der Betrieb war marode, auch wenn von der Werksleitung alles schöngeredet wurde.

»Wir kriegen schon wieder Nachschub«, versetzte der Vorarbeiter grob. »Manchmal kommt es eben zu Lieferschwierigkeiten.«

Manchmal ist gut, dachte Tobias verdrossen und lehnte sich mit verschränkten Armen gegen das nun stillstehende Band. Nicht nur in den Fabriken, auch in anderen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens herrschte zurzeit Notstand. Seine Mutter, die herzkrank war, kämpfte wöchentlich darum, ihre Medikamente zu ergattern; auch in den Apotheken herrschte immer mal wieder gähnende Leere in den Regalen. Dagegen konnte selbst Martin, Tobias' Bruder, der ein SED-Parteibuch besaß, nichts ausrichten.

»Können wir früher in den Feierabend?«, fragte Maik. Die Kollegen, die an der Wand kauerten oder auf dem schmutzigen Boden hockten, nickten zustimmend.

Doch davon wollte der Vorarbeiter nichts wissen. »Ihr seid lustig. So weit kommt's noch.« Empört schnaubte er: »Wir müssen unsere vorgeschriebene Stückzahl erreichen.«

Die Männer murmurten, insistierten aber nicht. Tobias setzte sich in seiner grauen Arbeitshose zu ihnen und starrte auf seine Armbanduhr, als könne er die Zeiger allein durch Willenskraft dazu bewegen, sich schneller zu drehen. War es nicht der absolute Irrsinn, was hier gerade ablief? Wenn der Chef nur nicht so ideologisch verbohrte wäre und jede noch so kleinste Vorgabe der Partei verbissen durchsetzen wollte, könnte er bereits auf dem Weg zum Kindergarten sein. Jasmin würde sich freuen, wenn sie einmal nicht das letzte Kind war, das abgeholt wurde.

Um die Zeit totzuschlagen, erzählten die Kollegen sich ihre Wochenendpläne, wobei sie Tobias demonstrativ den Rücken zudrehten. Seit zwei Jahren hatte er eine Außenseiterrolle inne, aber

damit musste er leben. Im tiefsten Innern verstand er, dass sie wenig mit ihm zu tun haben wollten – dem ehemaligen Fotografen, den man ans Fließband gezwungen hatte. Sicher befürchteten sie insgeheim, sich ebenfalls verdächtig zu machen, sollten sie sich mehr als nötig mit ihm abgeben. Im Grunde berührte ihn die Einsamkeit wenig; einzig seine Tochter lag ihm am Herzen, für sie nahm er das alles auf sich. Welches Leben sie einmal in diesem verhassten Arbeiter- und Bauernstaat erwarten würde? Er schluckte die Wut und die Niedergeschlagenheit herunter, die ihn regelmäßig überkamen. Es half ja alles nichts.

Nachdem die Uhr endlich sechs anzeigte, herrschte allgemeine Aufbruchsstimmung. Schweigend tauschte Tobias in der Umkleide Arbeitskleidung gegen die blaue Niethose, dem DDR-Äquivalent einer Jeans, während die Kollegen an den Nachbarspinden herumalberten, ohne ihn eines Blickes zu würdigen.

»Mal gespannt, ob nächste Woche wieder Material da ist oder ob wir dem Sozialismus durch Nichtstun helfen, den Kapitalismus zu überflügeln.«

»Hey, kennt ihr den? Ein DDR-Bürger will Schuhe kaufen, betritt aber versehentlich die Metzgerei. Sie haben keine Schuhe hier?, fragt er. Der Metzger: Keine Schuhe gibt's nebenan. Hier gibt es nur kein Fleisch.«

Das Gelächter der Männer verfolgte Tobias noch, als er sich mit dem abgewetzten Stoffbeutel, in dem sich seine Kleidung befand, auf den Weg machte.

Die Bushaltestelle lag in der milden Abendsonne, doch wie immer war der Bus unpünktlich. Tobias trat ungeduldig auf der Stelle. Die Erzieherin würde nicht sehr erbaut sein, wenn sie Jasmin über die Öffnungszeiten des Kindergartens hinaus beaufsichtigen musste. Ein klappriger Trabi zuckelte an der Haltestelle vorbei, Tobias erkannte den Vorarbeiter darin. Klar, mit Beziehungen

gelangte man leichter an ein Auto. Als er mit achtzehn den Führerschein gemacht hatte – das lag nun bereits vierzehn Jahre zurück –, hatte er gleich den Antrag auf den Kauf eines Fahrzeugs gestellt, der ihm niemals bewilligt worden war. Die durchschnittliche Wartezeit von zwölf Jahren war zwar längst verstrichen, doch seit er zu den misstrauisch beäugten Subjekten gehörte, die öfter mal Besuch von der Stasi bekamen, lag ein Auto sowieso außer Reichweite.

Der Bus kam mit viertelstündiger Verspätung und brachte ihn durch Straßen, die grau vom Industriestaub waren, in Richtung Halle. Blicklos starrte er die Häuser zu beiden Seiten an.

»Mit Pünktlichkeit haben Sie es ja leider nicht so, Herr Seibold.« Wie erwartet blickte ihm Doris, die Erzieherin, tadelnd entgegen, die Arme vor der ausladenden Brust verschränkt. »Es ist unverschämt von Ihnen, von mir zu erwarten, dass ich länger bleibe, damit Ihr Kind nicht allein auf der Straße steht.«

»Tut mir leid.« Tobias verzichtete darauf, ihr zu erklären, dass er keine Schuld an der Verspätung trug. Er war viel zu ausgelaugt, um ein fruchtloses Streitgespräch zu führen, außerdem kam in diesem Moment Jasmin auf ihn zugehüpft und warf sich stürmisch in seine Arme. Sie war alles, was zählte.

»Vati.« Sie schmiegte ihr rosiges Gesicht in seine Halsbeuge, als er sie hochhob und sie auf die blonden Haare küsste, die zu zwei kurzen Zöpfen geflochten waren. »Endlich bist du da. Ich habe so lange auf dich gewartet, soooo lange ...« Sie streckte die dünnen Ärmchen aus, um eine unendlich erscheinende Zeitspanne auszudrücken. »Ich hab schon gedacht, du kommst nicht mehr ...«

In ihren wasserblauen Augen, die denen ihrer Mutter so sehr ähnelten, flackerte kurz Angst auf. Zur Beruhigung drückte er sie fest an sich. »Ich hole dich immer ab, jeden Tag, das weißt du

doch.« Ob er ihr je die Sorge nehmen konnte, auch er würde sie im Stich lassen? Sich klammheimlich aus dem Staub machen?

Doris reichte ihm Jasmins feuerrote Tasche mit der Brotdose, und der Dreijährigen gab sie ein Blatt Papier. »Hier, vergiss dein Bild nicht.«

»Was hast du Schönes gemalt?« Tobias warf einen Blick auf das Bild, das ein verwackeltes Rechteck – die schwarz-rot-goldene DDR-Flagge mit dem Staatswappen – zeigte. Hammer, Zirkel und Ährenkranz in kindlicher Abstraktion gezeichnet.

»Die Fahne von unserem schönen Land.« Jasmin gähnte, der lange Tag im Kindergarten hatte sie sichtlich erschöpft.

Wortlos rollte Tobias das Bild zusammen und schob es in die Kindertasche. Widerlich, wie schon die Kleinsten mit der sozialistischen Ideologie indoktriniert wurden. Eine Dreijährige sollte Blumen und Bäume malen.

»Mein Mutschekiepchen!« Jasmin rutschte von seiner Hüfte und riss ihren Plüsch-Marienkäfer, den sie abgöttisch liebte und überall mit hintrug, von dem niedrigen Garderobenbänkchen.

»Gut, dass du an ihn gedacht hast, sonst könntest du heute Nacht nicht schlafen. Dann müsste ich in den Kindergarten einbrechen und ihn holen.«

Der – zugegeben lahme – Scherz erreichte Doris nicht; sie klapperte ungeduldig mit ihrem Schlüsselbund.

»Auf Wiedersehen, und kommen Sie morgen pünktlich. Obwohl – morgen kann es mir egal sein, wie spät Sie kommen. Da hat Iris Spätdienst, nicht ich.« Die Erzieherin konnte es offensichtlich kaum erwarten, sie durch die Tür zu schieben und hinter ihnen abzuschließen.

»Danke, dass Sie auf mich gewartet haben. Einen schönen Abend.«

Doris zuckte nur die Achseln. Auf der Straße nahm er Jasmin huckepack, und gemeinsam trabten sie ihrem Zuhause entgegen.

»Was gibt's zum Abendessen, Vati?« Jasmin bettete ihren Kopf gegen seinen Nacken. Es war ein schönes Gefühl, die Wärme und Liebe der Kleinen zu spüren; ein bisschen ließ ihn dies die Unannehmlichkeiten des Tages, die Ächtung durch die Kollegen, die Animositäten des Vorarbeiters vergessen.

»Mal schauen, was wir noch haben.« Kochen zählte nicht zu seinen Lieblingsbeschäftigungen, trotzdem war es ihm wichtig, seine Tochter gut zu versorgen. »Eierkuchen?«

Sein Vorschlag stieß auf Jasmins Zustimmung. »Mit Marmelade?«

»Na klar.«

»Schööön.« Schläfrig hielt sich die Kleine an seinem Jackenkragen fest und begann, leise vor sich hin zu singen. »Wenn Mutti früh zur Arbeit geht ...«

Tobias stöhnte innerlich auf. Nicht schon wieder dieses Lied, das das Idealbild der berufstätigen, treu dem Sozialismus ergebenden Mutter verherrlichte!

»... dann bleibe ich zu Haus. Ich binde eine Schürze um und feg die Stube aus.«

Endlich kam der unsanierte Altbau in Sicht, in dem sie in einer kleinen Zweizimmerwohnung ohne Warmwasser lebten, die ihnen vom Wohnungsbauamt zugeteilt worden war. Das Gebäude war schmutzbraun und trist, aber wenigstens gab es hinter dem Haus einen Spielplatz mit Sandkasten, Rutschbahn und Schaukel, wo Jasmin sich an den Wochenenden vergnügen konnte.

Tobias machte sich gleich daran, die Eierkuchen zu backen, während Jasmin mit dem Marienkäfer im Arm auf ihrem Kinderstuhl saß und wartete, zu müde, um zu spielen. Nach dem Essen duschte er sie im Badezimmer, das sie mit den Nachbarn teilten,

kurz ab und steckte sie ins Bett, las ihr ihre Lieblingsgeschichte vor – Hirsch Heinrich – und deckte sie fürsorglich zu.

»Schlaf gut, Minchen.«

»Das Mutschekiepchen will auch einen Gutenachtkuss.« Die Lider bereits auf Halbmast, hielt sie ihm ihr Tierchen hin. Er küsste sowohl das Plüschknäuel als auch sie, sog den zarten Geruch nach Seife und Kinderhaut in sich ein und knipste dann das Licht aus.

Im Wohnzimmer, das zugleich sein Schlafzimmer war, sank er matt auf den abgenutzten Sessel. Wieder einmal war ein Tag geschafft. Die Zeit verging in ermüdendem Gleichmaß, alles lief nach dem immer gleichen Schema ab. Arbeit, Jasmin abholen, schlafen.

In der Hoffnung, doch noch auf andere Gedanken zu kommen und die Stille in seinen Ohren zu übertönen, schaltete er den Fernseher ein. Kamen um diese Zeit im Westfernsehen nicht Wiederholungen von Hart, aber herzlich? Die Serie um das amerikanische Ehepaar Hart, das mit Humor und Köpfchen Kriminalfälle löste, schaute er gerne. Das half beim Herunterkommen. Doch bevor er zur ARD wechselte, blieb er kurz bei den Nachrichten im ZDF hängen.

Interessant. Ungarn baute die Grenzsicherungen zu Österreich ab. Damit klaffte von nun an ein Loch im Eisernen Vorhang, der den Osten vom Westen abriegelte.

2

Judith

Juni 1989, Prag

»Verdammt!« Stöhnend stellte sie das Bügeleisen ab und lief in die Küche, um sich den verbrannten Finger unter dem Wasserstrahl der Spüle zu kühlen. Mit Bügeln stand sie auf Kriegsfuß. Nachdem der Schmerz zu einem dumpfen Pochen abgeklungen war, begutachtete sie die halb gebügelte Bluse und beschloss, dass sie sie durchaus so anziehen konnte. Unter dem Ärmel ihres Jacketts würde man die zerknitterten Stellen sowieso nicht bemerken.

Ein letzter prüfender Blick in den Spiegel – der Hosenzug wirkte adrett und seriös, die braunen Haare waren zu einem ordentlichen Zopf zurückgebunden, etwas Wimperntusche, Puder und rosenholzfarbener Lippenstift ließen sie dezent geschminkt erscheinen – , dann verließ sie ihre kleine Wohnung in dem Eckhaus in der Vltavská-Straße, die die Botschaft für Mitarbeiter angemietet hatte. An der Außenfassade bröckelte der Putz ab, das Gebäude war bei Weitem nicht so schön und imposant wie die alten Bürgerhäuser und Villen, die sich auf der anderen Seite der Moldau ans Flussufer schmiegt, aber sie beschwerte sich nicht. Die Unterkunft lag auf derselben Flussseite wie die Botschaft, und gleich um die Ecke befand sich die Tram-Haltestelle Anděl, wo

sie allmorgendlich in die Linie 15 stieg, um an der Station Malostranské náměstí auszusteigen und den Rest zu Fuß zu gehen.

Es war warm, und die Morgensonne glänzte auf den Dächern von Prag. Einheimische Polizisten hielten die Fahrzeuge an, die über das Kopfsteinpflaster des Botschaftsviertels holperten, und überprüften sie auf möglichen Sprengstoff. Wie jeden Morgen passierte sie zuerst die amerikanische Vertretung, die sich im barocken Palais Schönborn befand – Franz Kafka hatte 1917 dort gewohnt –, nur wenige hundert Meter hügelabwärts vom Palais Lobkowitz, dem Sitz der Deutschen Botschaft. Grüßend nickte sie der wachhabenden Sicherheitsbeamtin in der strengen Uniform zu.

»Nice morning, isn't it?«

Judith kannte den Namen der Frau nicht, doch das Ritual, täglich genau einen Satz zu wechseln, verband. Im Winter sagte die Amerikanerin meistens *Cold as hell*, bei Regenwetter *It's raining cats and dogs*.

»Absolutely.« Das war stets Judiths Part, bevor sie sich zulächelten und sie weiterging.

Ein Stück weiter den Hang hinauf wartete bereits Anke vor den blauen Holztüren des kleinen Cafés, in dem sie manchmal schnell einen Kaffee tranken. Sie trug einen schmalen Rock mit passender Bluse, die Aktentasche unter den Arm geklemmt. Anke arbeitete im Wirtschaftsreferat der Botschaft, ihr Büro lag neben Judiths.

»Morgen. Reicht es noch für einen Kaffee?« Anke blickte auf ihre Armbanduhr.

»Ich glaube nicht. Bin etwas spät dran, tut mir leid. Mein Bügeleisen hat mich wieder geärgert.«

Anke lachte. »Vielleicht solltest du auf knitterfreie Blusen umsteigen.«

Judith sah sie hoffnungsvoll von der Seite an. »Gibt's so was tatsächlich?«

»Keine Ahnung.«

Seite an Seite liefen sie über das ins milde Morgenlicht getauchte Kopfsteinpflaster der engen Gasse.

»Heute Abend gibt es ein Konzert von Kabát. Wie wär's? Hast du Lust?«, fragte Anke.

»Ist das nicht die Gruppe, die diesen fürchterlichen Thrash Metal spielt? Deren Konzerte von der tschechoslowakischen Regierung verboten wurden?«

»Genau die.« Anke nickte. »Ihre Musik passte den Behörden nicht ins Konzept, deshalb trennten sie sich. Allerdings haben sie sich letztes Jahr wieder zusammengetan und stehen nun offiziell auf der Bühne. Der Sohn meines Vermieters arbeitet für den Konzertveranstalter, er könnte uns kurzfristig noch zwei Karten organisieren.«

»Ich weiß nicht. Auf Thrash Metal stehe ich nicht so.«

»Komm schon. Queen und Meat Loaf und wie die Gruppen heißen, die du hörst, treten nun mal nicht im Ostblock auf. Wir müssen uns mit dem begnügen, was uns hier geboten wird.«

»Queen ist vor drei Jahren in Budapest aufgetreten«, erinnerte Judith ihre Kollegin. »Ich habe die Platte von dem Konzert.«

»Mhm, das mag sein, aber Ungarn war ja schon immer etwas weichgespülter als die anderen sozialistischen Staaten.«

Judith gab sich einen Ruck. Nun gut, auch wenn sie die aggressive Musik der Band nicht mochte, wollte sie Anke doch auf das Konzert begleiten. Das war besser, als alleine in ihrer Wohnung zu sitzen. Man musste in jedem Land, in das das Auswärtige Amt einen schickte, das Beste mitnehmen; sich anpassen und offen sein für fremde Geschmäcker und Ansichten. Für Neues.

»Okay, ich komme mit.«

Anke lächelte zufrieden. »Prima.«

Inzwischen waren sie an dem mehrere Meter hohen, mit einem Rautenmuster verzierten und goldgeschmückten Tor der Villa Lobkowitz angekommen. Auf dem darüberliegenden steinernen Balkon flatterte die Flagge mit dem Bundesadler in einer lauen Brise, tschechoslowakische Sicherheitskräfte standen müßig auf der Bordsteinkante.

»Schönen guten Morgen, die Damen«, begrüßte sie Pförtner Walter Edel und hielt ihnen galant die Tür auf.

»Guten Morgen, Herr Edel.« Judith blieb einen Moment stehen und lauschte, denn oberhalb der Treppen lag aufgeregtes Gemurmel in der Luft, wie das Summen eines Bienenstocks. Die Atmosphäre in der sonst so stillen Villa schien zu knistern vor Energie; irgendetwas war geschehen, das spürte sie deutlich. Auch Anke schien dies aufzufallen, denn sie schaute den Pförtner fragend an.

»Was ist da oben los? Ehekrach bei den Hubers?«

Nur Anke erlaubte sich derlei flapsige Späße über das hoch angesehene Botschafterehepaar, Judith hatte viel zu viel Respekt vor Hubers, um derlei Äußerungen zu machen.

Edel schüttelte schmunzelnd den Kopf. »Nee, nich doch. Wa ham mal wieder Besuch. Aus der DDR. Heute Morgen in aller Herrjottsfrühe ham ein paar jeklingelt und sind durchs Tor marschiert. Janz dalli waren se drinnen. Wollen keenen Fuß mehr nach draußen setzen, sondern verlangen, von hier aus direkt in den Westen rübermachen zu dürfen.«

Ein Kribbeln lief Judiths Arme entlang, sei es vor Nervosität, Anspannung, sie vermochte es selbst nicht zu benennen. Seit der Silvesternacht war es immer wieder zu solchen Zwischenfällen gekommen. »Wie viele Menschen sind denn hier, Herr Edel?«

Der Pförtner setzte eine bekümmerte Miene auf. »Vierzig.«

»Vierzig?«, echoten Judith und Anke unisono. Judith hatte mit zwei oder drei Flüchtigen gerechnet, aber beileibe nicht mit einer solch hohen Anzahl.

»Das ist eine ganz andere Hausnummer als die letzten Male.« Anke reckte den Hals und blickte nach oben in die erste Etage, wo noch immer nichts zu erkennen war. Lediglich die Stimmen, die das Treppenhaus erfüllten, schwellen an, wurden lauter.

»Beeilen Sie sich, die Damen«, drängte Edel. »Seine Exzellenz hat eine Sondersitzung anberaumt. Alle sollen teilnehmen, auch die Kulturellen und Wirtschaftlichen.«

»Gut, danke, dass Sie uns schon mal vorgewarnt haben.« Judith wechselte einen letzten besorgten Blick mit Anke, dann eilten sie nach oben.

Dort erstarrten sie erst einmal, denn es erwartete sie ein verstörendes Bild. Der Flur, an dessen Wänden kostbare Ölgemälde hingen, glich einem Zeltlager – nur ohne Zelte. Dutzende Menschen, Frauen und Männer jeden Alters, dazu einige Kinder, saßen auf den wenigen Stühlen, die meisten hockten im Schneidersitz auf dem Boden, Taschen und Rucksäcke um sich herum verteilt. Sie unterhielten sich lautstark, ostdeutsche Akzente vermengten sich zu einem verwirrenden Sprachbad.

O mein Gott, dachte Judith. Diese vielen Menschen ... Wie würde man ihnen helfen können? Vorsichtig stieg sie über ein Paar ausgestreckte Beine hinweg und stolperte im nächsten Moment über einen Schuh mit sich ablösender Sohle, wie sie bestürzt feststellte.

»Verzeihung!« Erschrocken blickte sie dem zu dem Schuh gehörigen jungen Mann in die Augen. Er sah müde aus, Bartstopfpeln ließen seine Haut rau und fahl aussehen.

»Schon in Ordnung.« Der junge Mann wich ein Stück zurück,

um sie durchzulassen, dann sprang er auf und hielt sie am Arm fest. Die Berührung ließ sie zusammenzucken.

»Können Sie etwas für uns tun?« Seine Stimme klang abgekämpft, heiser. »Ich für meinen Teil werde nie mehr zurückgehen. Da müsste man mich schon mit den Füßen voran raustragen.«

»Ich ...« Ein dicker Kloß saß in ihrer Kehle fest, erschwerte ihr das Sprechen. Welche Gefahren hatten diese Menschen auf sich genommen, um aus ihrem Land, das sie einsperrte, zu entkommen und sich bis zur bundesdeutschen Botschaft durchzuschlagen? Das Palais Lobkowitz musste ihnen wie eine goldumflimmerte Fata Morgana in der Wüste erscheinen, ein Ort, der Hoffnung und Freiheit verhiess. »Ich weiß leider noch gar nichts ... Die Botschaftsmitarbeiter halten jetzt erst mal eine Besprechung ab, dann sehen wir weiter.«

Sie versuchte, so viel Zuversicht und Ruhe in ihre Worte zu legen wie möglich, und der junge Mann ließ von ihr ab, nickte nur wortlos.

»Husch, husch, wo bleibt ihr denn?« Ihr Kollege Markus Erlenstein, ein Enddreißiger mit spärlichem Haupthaar und rahmenloser Brille, der wie der oberste Dienstherr Hans-Dietrich Genscher, der Außenminister, mit Vorliebe gelbe Pullunder unter seinem Maßanzug trug, erschien plötzlich und winkte sie ungeduldig in den Kuppelsaal, einen runden Raum mit kunstvollen Reliefs und hoher, stuckverzierter Decke, an der ein antiker Kronleuchter hing. Nüchterne Tische und hellblau bezogene Stühle standen auf wertvollen Teppichen, die man über dem Parkett ausgelegt hatte, um es vor Kratzern zu schonen. Vor den tiefen Fenstern hingen schwere, bronzefarbene Brokatvorhänge. Den Saal hätte man eher in Neuschwanstein vermutet als in einer Botschaft. Judith überkam stets ein feierliches Gefühl, wenn sie darin konferierten. Die Arbeit, die sie und ihre Kollegen erledigten, war wichtig und be-

deutsam, und das edle Interieur verstärkte diesen Eindruck noch. In Mosambik hatten sie in kahlen Räumen gesessen, an deren Decken unablässig mit toten Fliegen besetzte Ventilatoren summten, um die träge Luft durchzuwirbeln.

Sie nahm neben Anke Platz. Am Tische saß bereits Hermann Huber mit ernster Miene.

»Guten Morgen allerseits.« Der Botschafter hielt sich nicht mit Floskeln auf, sondern stieg direkt ins Thema ein, das ihnen allen unter den Nägeln brannte. »Wie Sie sehen, platzen wir heute aus allen Nähten. Unseren – ich nenne sie mal salopp *Besucher* –, unseren Besuchern ist es gelungen, sich an allen tschechoslowakischen Sicherheitskräften vorbeizuschummeln, um ins Gebäude zu gelangen.«

»Na ja, allzu streng haben sich die Wachleute bei den letzten Besuchern ja auch nicht gegeben. Vor einem Jahr noch hätten sie sie mit Gewalt daran gehindert, einzudringen, und ohne Rückfahrtschein in die DDR zurückbefördert«, warf Elias Trauth, der dem politischen Referat angehörte, ein. Mit seinen klassischen Gesichtszügen, der wie gemeißelt wirkenden Nase, dem vollen dunklen Haar und der athletischen, hochgewachsenen Statur war er der Traum mancher neu eingetroffener Botschaftsmitarbeiterin; allerdings galt seine Vorliebe nicht den Frauen.

»Ich weiß. Die Zeiten sind dabei, sich zu verändern.« Huber schob gedankenverloren ein paar Papiere auf dem Tisch hin und her. »Die Tschechoslowaken haben ein wenig die Orientierung verloren. Auf der einen Seite sind sie noch immer dem großen Bruder, der Sowjetunion, hörig. Doch diese befindet sich im Umbruch, politisches Tauwetter ist angesagt. Zugleich ist die Tschechoslowakei stark der DDR verbunden, die bisher nicht das kleinste bisschen von den marxistischen Maximen gewichen ist.

Auf der anderen Seite werden die wirtschaftlichen Beziehungen zur Bundesrepublik immer weiter ausgebaut.«

»Sehr schwierige Situation«, stimmte Elias zu.

»Sie sagen es. Aber es hilft uns im Moment wenig, die Hintergründe zu analysieren. Wir müssen uns überlegen, was wir mit den vierzig Leuten anfangen sollen. Wie Sie sicher gesehen haben, sind auch Kinder darunter.«

»Nun, ich schlage vor, wir halten uns an unser Standardprozedere.« Markus Erlenwein rückte seine Brille zurecht. »Wir schalten Vogel ein, der kümmert sich wie immer um die Details.«

Bereits kurz nach ihrem Arbeitsantritt vor einem Jahr war Judith mit dem Namen des Ostberliner Anwalts Wolfgang Vogel in Berührung gekommen. Der Mann schien eine Legende zu sein, gleichzeitig eine nicht zu greifende Nebelgestalt, die sowohl für die BRD als auch für die DDR tätig war. Angeblich war er sagenhaft reich und fuhr einen goldenen Mercedes. Er wurde hinzugezogen, sobald Ausreisewillige aus dem Osten einen nicht ganz legalen Weg beschritten – manche versuchten, über die Ostsee zu flüchten, andere über Fluchthelfer aus dem Westen, die sie im Kofferraum ihrer Autos durch die Transitzone zu schmuggeln versuchten. Regelmäßig sorgte er dafür, dass die Bundesrepublik Flüchtlinge, die nach ihrem Aufgreifen im Gefängnis schmorten, für viel Geld freikaufte. Der Gedanke, welche Unsummen Bonn für die Ausreise der DDR-Bürger bereit war auszugeben, verursachte Judith jedes Mal Gänsehaut. Diese Großzügigkeit war nicht selbstverständlich. War sie nicht vom Schicksal begünstigt, in einem Land groß geworden zu sein, das freiheitliche Werte großschrieb?

»Ob wir den geheimnisumwobenen Vogel jemals persönlich zu Gesicht bekommen?«, flüsterte Anke Judith hinter vorgehaltener Hand zu. Diese räusperte sich nur, denn Hubers eindringli-

cher Blick traf sie einen Moment, bevor er über die anderen Mitarbeiter glitt.

»Das wird dieses Mal nichts nützen. Ich habe vorhin lange mit den Flüchtlingen gesprochen. Sie sind zu keinerlei Kompromissen bereit. Sie lehnen jegliche Gespräche mit Vogel oder anderen ostdeutschen Instanzen kategorisch ab.«

»Hm.« Markus Erlenwein stützte nachdenklich das Kinn auf die Hand, und auch die anderen Kollegen waren schweigend in angestrenzte Überlegungen versunken.

Judith malte Kringel auf ihren Notizblock, während ihre Gedanken Achterbahn fuhren. Die Lage war wirklich verzwickelt. Sollten sich die Ostdeutschen weiterhin weigern, mit dem Versprechen der Straffreiheit – das Vogel normalerweise im Gepäck trug, zumindest, was sie so gehört hatte – wieder abzureisen, wäre wohl nicht viel zu machen. Huber würde die Menschen niemals auf die Straße setzen und den tschechoslowakischen Behörden überlassen, die sie postwendend an die ostdeutschen übergeben würden.

Als hätte er ihre Gedanken gelesen, fuhr der Botschafter fort, an eine junge Kollegin gewandt, die frisch von der Fachhochschule des Bundes kam: »Für uns macht es keinen Unterschied, ob West- oder Ostdeutsche zu uns kommen, Frau Leuchner. Für uns sind es Deutsche. Punktum.«

Christina Leuchner, eine Dreiundzwanzigjährige mit frisch gelegter Dauerwelle, wie sie gerade Mode war, knabberte an ihrem Bleistift. »Ja, das weiß ich. Aber ich verstehe nicht ... Also, ich frage mich, wie es die Ostdeutschen überhaupt in die Tschechoslowakei geschafft haben?«

Judith versetzte Anke einen sanften Stoß mit dem Ellbogen, denn die Freundin seufzte allzu offensichtlich über die – zugegeben – naive Frage der neuen Botschaftsangehörigen.

»DDR-Bürger dürfen ohne Visa in manche Ostblockstaaten

reisen, wie in die Tschechoslowakei, Polen oder Ungarn«, erklärte Judith freundlich. »Ein normaler Ausweis reicht.« Waren sie nicht alle einmal jung und unerfahren gewesen? Als sie nach Abschluss der Fachhochschule zu ihrem ersten Auslandseinsatz nach Lissabon geschickt worden war, hatte sie auch wenig über die dortigen Gepflogenheiten gewusst; genauso war es ihr in den anderen Ländern gegangen, in die man sie im Zweijahresturnus entsandte: Nach Portugal war es Wien gewesen, danach Hongkong und Kuala Lumpur, bevor sie nach Mosambik und schließlich Prag gekommen war. In jedem einzelnen Land lernte man so viel, sog wie ein Schwamm örtliche Gebräuche, geschichtliche und kulturelle Hintergründe in sich auf. Christina würde es genauso ergehen, da war sie sich sicher.

»Okay, verstehe.« Christina sah sie dankbar an.

Huber lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und verschränkte die Arme im Nacken. »Ich werde weiterhin im Gespräch mit den Leuten bleiben. Vielleicht ändern sie ihre Meinung noch.«

»Aber was geschieht mit ihnen, solange sie hier sind? Wir können sie schlecht auf dem Flur sitzen lassen.« Anke lachte auf, doch es klang nicht heiter, eher sorgenvoll.

»Das ist die Frage aller Fragen.« Elias Trauth runzelte die Stirn und starrte an die Decke, als hinge dort die Antwort.

»Wir quartieren die Leute erst mal oberhalb meiner Wohnung ein. Auf dem Dachboden«, erklärte Huber resolut. »Meine Frau ist bereits losgezogen, um einzukaufen, schließlich brauchen die Leute etwas zu essen. Auf jeden Fall sind Sie, liebe Kollegen, heute Morgen fürs Erste von ihren üblichen Aufgaben freigestellt. Wir brauchen jede helfende Hand, um auf dem Dachboden Matratzen auszulegen und Decken zu verteilen. Zum Glück stapelt sich noch so einiges im Keller. Und ein bisschen Spielzeug für die Kinder wäre auch nicht schlecht. Könnte jemand ...«

»Darum kümmerge ich mich«, fiel ihm Markus Erlenwein ins Wort. »Meine Jungs haben so einiges, womit sie nicht mehr spielen, ich bringe das Zeug morgen mit.« Mit seiner Frau und seinen Kindern bewohnte er eine Mietwohnung jenseits der Moldau.

»Ich komme jeden Morgen an einem altertümlichen Spielzeuggeschäft vorbei«, fügte Christina eifrig hinzu. »Ich könnte dort ein paar Teddybären oder Puppen und Bausteine besorgen.«

»Wunderbar.« Huber lächelte zufrieden und erhob sich, um zu symbolisieren, dass die Besprechung beendet war. »Dann ran an die Arbeit.«

Auch Judith und Anke standen auf, drängten sich auf dem Flur zwischen den Flüchtlingen hindurch, die inzwischen aus der Botchaftsküche mit Kaffee, Tee und Brötchen versorgt worden waren, und folgten Markus und Elias in den Keller, um zwischen Spinnweben nach Decken und Kissen zu suchen. Ein warmes Gefühl durchströmte Judith. Es war großartig, an einem Ort zu arbeiten, an dem man Landsleuten in Not helfen und sie unterstützen konnte. Sie vermochte sich keinen erfüllenderen Beruf vorzustellen. Dass man dabei die Welt kennenlernte, war der Zuckerguss auf dem Kuchen.